

und ihre Augen lagen tief in ihren Höhlen. Als sie Moosheim eintreten sah, glitt ein mattes Lächeln über ihr Antlitz.

Der Anblick des Mannes, der sie vor dem letzten, harten Schlage bewahrt hatte, einsam und verlassen in einer elenden Hütte zu sterben, übte auf die Kranke eine seltsame Wirkung aus. Es war ihr, als fühle sie neuen Lebensmuth ihre Adern durchrollen, sie hatte die Kraft wieder gefunden, zu sprechen und sah es als eine letzte Gnade des Himmels an, daß es ihr vergönnt war, ihrem Herzen Luft zu machen.

„Herr Moosheim,“ sagte sie, Anfangs leise, dann mit immer klarerer und deutlicherer Stimme, „ich habe nach Ihnen verlangt, um Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, welches ich seither sorgsam gehütet habe und das ich mit in's Grab zu nehmen entschlossen war. Aber — die Umstände haben sich verändert, ich würde durch ferneres Schweigen gerade Diejenige in Gefahr bringen, deren Zukunft ich, — ach, so sehnlich! — sicher stellen möchte. Es ist eine lange, traurige Geschichte, die ich Ihnen mitzutheilen habe. Wollen Sie dieselbe anhören?“

„Reden Sie,“ entgegnete Bernhard, nicht ohne Bewegung. Die unglückliche Frau stößte ihm ein seltsames Interesse ein. „Zuvor aber lassen Sie mich die Wärterin fragen, ob die Mittheilung Sie nicht zu sehr angreifen würde.“

Er machte eine Bewegung, als wollte er sich von dem Stuhle an ihrem Bette, auf welchem er sich niedergelassen hatte, erheben, aber sie hielt ihn zurück und zwang ihn, sitzen zu bleiben, während wiederum ein Lächeln ihre Züge erhellte.

„Sie brauchen nicht zu fragen, Herr Moosheim, mich greift nichts mehr an, als die Furcht, das, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche, mit in's Grab nehmen zu müssen,“ sagte sie. „Meine Stunden sind gezählt und ich danke Gott, daß sie es sind, — ich wünsche nicht länger zu leben. Wenn ich todt bin, nehmen Sie dieses Päckchen, es enthält die Papiere, welche Sie eines Tages gebrauchen werden und diesen Ring, — der zweite muß sich in ihren Händen befinden, — in den Händen einer armen Waise. Und nun hören Sie mich an.“

„Ich bin bereit,“ sprach Moosheim. „Geben Sie mir die Tasse,“ bat die Kranke, auf den Tisch deutend, auf welchem eine Tasse, eine dunkle Flüssigkeit enthaltend, stand. Sie leerte dieselbe bis über die Hälfte und dann begann sie.

„Es sind im nächsten Monat zweiundzwanzig Jahre, als meine, um ein Jahr ältere Schwester, den Sohn eines vornehmen Kaufmanns heirathete. Sie war ein sehr schönes Mädchen und damals sechszehn Jahre alt. Die Eltern ihres Mannes hatten sich der Verbindung widersetzt, auch mein Vater und meine Mutter wollten, daß Rosa eine andere Ehe eingehen sollte, weil es ihr nicht an Bewerbern fehlte und sie von dieser ungleichen Verbindung nichts Gutes erwarteten. Alle Versuche aber, die Liebenden zu trennen, scheiterten, und eines Tages war Rosa mit ihrem Geliebten auf und davon gegangen, um sich heimlich mit ihm trauen zu lassen. Ich wußte allein von ihrem Vorhaben, aber verrieth nichts, obwohl ich in jener Zeit, von Vorwürfen überschüttet, meiner Furcht und meinen Besorgnissen fast erlag. Dennoch hoffte ich, daß Alles einen guten Ausgang nehmen würde. Die Beiden liebten sich so aufrichtig und Rosa war so glücklich, daß ich nicht daran denken konnte, es könne irgend etwas das Eilvernehmen stören.“

Kurze Zeit war verfloßen. Es war eines Abends gegen 10 Uhr und meine Eltern schon zu Bett gegangen. Der Mond schien hell und ich sah noch an dem offenen Fenster meines Parterre-Zimmers. Ich fühlte mich recht einsam. So lange Rosa noch bei uns war, hatte ich nie Einsamkeit oder Langeweile empfunden. Wir liebten uns sehr, wirkten und schafften gemeinsam und manchen Abend saßen wir beisammen und plauderten mit einander bis nach Mitternacht. Daran dachte ich und daß damals Alles doch so viel, viel schöner gewesen wäre. Vor einigen Augenblicken war es mir gewesen, als ob ich von der Landstraße her das Rollen eines Wagens gehört hätte, aber dann war es wieder still geworden und ich hatte nicht weiter darüber nachgedacht. Plötzlich knirschte der Sand. Ich horchte auf und hörte meinen Namen flüstern.

Es war Rosa. Sie trat an's Fenster und legte ihre Hand auf meinen Arm.

„Keinen Laut,“ sagte sie.

Ich sah sie starr vor Erstaunen an. Ihr Antlitz war so bleich. Damals glaubte ich freilich, die Blässe ihrer lieben Züge rühre von dem fahlen Licht des Mondes her, aber ich sollte bald aus ihrem Munde hören, daß etwas ganz Anderes sie bleich und elend gemacht hatte.

„Ich muß fort, Hedwig,“ flüsterte sie hastig, „aber ich konnte nicht gehen, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben. Wer weiß, ob es nicht das letzte Mal in diesem Leben ist?“

„Rosa!“ flüsterte ich erschreckt und ergriff ihre beiden Hände.

Da übermannte sie die Bewegung.

„Hedwig, wenn ich Dich wenigstens mit mir nehmen könnte! Wenn ich nur nicht so ganz allein und verlassen bleiben müßte!“

„Ich gehe mit Dir, Rosa, wohin Du willst,“ rief ich erregt aus.

Sie lächelte traurig.

„Nein. Du mußt hier bleiben. Was soll aus unseren Eltern werden? Ich habe meinen Weg allein eingeschlagen, trotz ihrer Warnungen und nun muß ich ihn auch allein weitergehen.“

„Was ist vorgefallen, Rosa?“ kam es angstvoll über meine Lippen.

„Der Vater meines Mannes hat auf irgend eine Weise unsere Verbindung erfahren und droht Erich zu verstoßen. Es fehlt ihm nur der Beweis unserer Verheirathung, — gelangt derselbe in seine Hände, so ist mein Mann verloren!“

Die Kranke machte eine Pause, das Sprechen wurde ihr schwerer, als sie geglaubt hatte, aber noch war ihre Kraft nicht zu Ende.

„Gönnen Sie sich Zeit,“ sagte Bernhard Moosheim zu der Kranken.

Sie schüttelte hastig den Kopf.

„Ich habe keine Spanne Zeit zu verlieren,“ flüsterte sie. Zum zweiten Male deutete sie auf die Tasse und trank, nachdem Moosheim ihr dieselbe gereicht hatte, die Flüssigkeit bis zum letzten Tropfen aus. Dann fuhr sie fort:

„Sie sehen, ich hatte damals andere Lebensanschauungen, aber bedenken Sie, ich kannte die Welt noch nicht. „Rosa,“ sagte ich, „Du härmst Dich unnützer Weise. Ist der Arm Deines Mannes nicht stark genug, um Dich zu beschützen?“

Da flog ein unsagbar trauriges Lächeln über ihr Gesicht und ihre Lippen zitterten.

„Es ist nicht so leicht, wenn man seither im Ueberflusse gelebt hat und dann darben soll,“ sagte sie leise, aber in der Bitterkeit, die in ihren Worten lag, hörte ich die Wiederholung der Worte, welche Rosa's Gatte ohne Zweifel ausgesprochen hatte.

„Aber mein Gott, Rosa, wohin willst Du?“ fragte ich. „Allein in die weite Welt hinaus?“

„Ich bin nicht so ganz verlassen, wie Du glaubst,“ entgegnete sie und ich sah beim schwachen Licht des Mondes, daß es heller in ihren Augen glänzte und ein Hauch von Röthe auf ihre bleichen Wangen zurückkehrte. „Mein Gatte begleitet mich. Er wird mich in Sicherheit bringen, nicht weit von hier, aber ich darf selbst Dir nicht sagen, wohin. Wenn ich Deiner bedarf, Hedwig, rufe ich Dich und dann jügere nicht, sogleich zu mir zu kommen. Willst Du mir das versprechen?“

„Kannst Du daran zweifeln?“ lautete meine Gegenfrage. Aber mein Herz war von banger Sorge erfüllt und als sie dann plötzlich ausschleichend ihre Arme um meinen Nacken schlang und ihren Kopf an meine Schulter legte, da wußte ich, daß nicht allein der Gedanke an ihr körperliches Wohl und Wehe sie so außer sich brachte.

„Rosa,“ ertönte dann plötzlich die Stimme eines näher tretenden Mannes. „Wir dürfen nicht mehr zögern, wir werden bei der Fähre zu spät anlangen und heute nicht mehr über die Elbe kommen. Mache Dir Dein und Hedwig's Herz nicht so schwer — wer weiß, ob sich nicht noch Alles zum Guten wenden kann.“

Sie hob den Kopf empor, dann wandte sie sich dem Sprecher mit den Worten zu:

„Du hast Recht, Erich, es ist sündhaft, zu verzagen. So lange Du bei mir bist, habe ich nichts zu fürchten. Lebe wohl, Hedwig, und vergiß nicht, zu mir zu kommen, wenn ich Dir einen Boten sende.“

Noch einmal umarmte und küßte sie mich, nachdem ich ihr Schweigen über Alles, was sie, ihren Mann und diese letzte Zusammenkunft andeutete, gelobt hatte. Dann nahm sie den Arm ihres Mannes und im nächsten Augenblick waren sie um die Ecke des Hauses verschwunden. Ich sah noch lange in jener Nacht am Fenster und das fahle Mondlicht war nur zu sehr geeignet, mich noch düsterer und trauriger zu stimmen. Der Gedanke an Rosa's Zukunft lag mir schwer auf dem Herzen. Wir bangte ibretwegen und doch blieben die schlimmen Befürchtungen, die sich in jener Nacht wie unheimliche Gespenster an mich herandrängten, noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Lange, lange Zeit hörte ich nichts von Rosa, nicht eine Botschaft kam von ihr und ich wußte nicht, ob sie lebte oder todt sei. Mein Vater, für den Rosa's Schicksal von sehr traurigen Folgen begleitet war, da die Aufregung ihn auf das Krankenlager geworfen hatte, bedurfte sehr der Pflege und der Erheiterung. Er wurde auch nicht so recht wieder gesund; er klagte, daß er nicht mehr sehen könne und das Arbeiten ihm schwer werde. Meine Mutter wünschte, daß ich in die Stadt gehe, um mir eine Stelle zu suchen. Sie war der Meinung, daß ich ihr auf solche Weise mehr nützen könne, da mein Aufenthalt im Hause die Kosten des Haushaltes nur vermehre.

So ging ich in die Stadt. Während meines Aufenthalts daselbst lernte ich einen Mann kennen, der mich

liebte und um mich warb. Er war nicht mehr sehr jung und hatte sein gutes Auskommen, aber er war leidend. Weber meine Eltern noch ich sahen den Reim des Todes, welchen er bereits in sich trug. Ich wurde seine Frau. Wir bewohnten eine hübsche, kleine Wohnung in der Stadt. Es war uns möglich, meine Eltern erheblich zu unterstützen und wir bedauerten nur, daß mein Vater sich nicht von seinem Häuschen trennen und zu uns ziehen wollte.

Noch waren keine vier Wochen seit meiner Hochzeit verfloßen, als mein Mann und ich eines Abends noch gegen zehn Uhr beisammensaßen und plauderten. Da wurde plötzlich laut gegen die Hausthür geklopft. Ich eilte nach dem Flur. Als ich die Thür geöffnet hatte, stand ein Mann vor mir, den ich nicht kannte.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie finde!“ rief er aus. „Ich habe Sie bereits seit gestern gesucht. Ihre Schwester ist schwer krank, — Sie müssen unverzüglich mit mir kommen, wenn Sie dieselbe noch lebend antreffen wollen.“

Wie ich wieder in das Zimmer kam, weiß ich nicht. Mein Mann wollte mich nicht in der stürmischen Nacht allein mit dem Manne gehen lassen und gab erst seine Zustimmung, als ich ihm sagte, daß der Bote von meiner Schwester käme und diese im Sterben liege. Mit zitternder Hand kleidete ich mich an und ich folgte dem fremden Manne auf seinem Wege.

Mein Begleiter sprach wenig. Vor dem Thore stiegen wir in einen Wagen und dann ging es in sauselndem Galopp in die Nacht hinaus, bis wir vor einer Fähre über die Elbe angelangt waren. Es war eine dunkle, stürmische Nacht und die Fahrt über das Wasser nicht gefahrlos. Die Wellen drohten das Boot jeden Augenblick umzustürzen. Nach langer Fahrt erreichten wir das jenseitige Ufer und dann gingen wir noch einige Stunden landeinwärts. Im Osten dämmerte bereits das Frühroth herauf, als mein Begleiter vor einem einstöckigen Hause stehen blieb und an die Thür klopfte. Ein Mann mit einem rothen Barte —

Hier schien die Erinnerung die Kranke vollständig zu überwältigen. Schauernd schloß sie die Augen und sank in die Kissen zurück, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Doch nur eine Minute lag sie so da, dann richtete sie sich entschlaffen wieder auf, — sie hatte keine Zeit mehr zum Ruhen, — was lag auch an ihr und ihren Erinnerungen, die bald der Schleier einer ewigen Nacht bedecken würde?

„Ein Mann mit einem rothen Bart öffnete,“ fuhr sie dann hastig fort, als müsse sie das Versäumte nachholen. „Die erste Frage meines Begleiters lautete, ob meine Schwester noch lebe.“

„Sie ist noch am Leben,“ war die Antwort des Mannes.

Er deutete auf eine Thür. Mein Begleiter öffnete dieselbe und das Erste, was ich hörte, war das Weinen eines Kindes. Ich trat in das Gemach und einen Augenblick später kniete ich an dem Bette meiner Schwester.

Wie hatte die Aermste gelitten! In den feinen, bleichen Zügen lag so viel Jammer und Weh, daß sie mir nichts mehr hätten zu sagen brauchen, ich würde doch Alles errathen haben. Ein glühender Haß gegen den Urheber ihres Stodes bemächtigte sich meiner.

„Ich theile Ihnen nun mit,“ fuhr Frau Dörner fort, „wie Alles so gekommen ist, nicht wie ich es aus dem Munde meiner verstorbenen Schwester vernahm, es wäre ihr ja unmöglich gewesen, ein Wort der Anklage gegen den Mann, den sie so leidenschaftlich geliebt hatte, über ihre Lippen zu bringen, obwohl sie längst davon überzeugt sein mußte, daß er mit entsetzlichem Leichtsinne über ihr Leben verfügt hatte. Sie schwieg, — schwieg mit der Verzweiflung auf ihrem Herzen, und dieses Schweigen hat ihr das Herz gebrochen; sie ist daran zu Grunde gegangen. Ihr Kind vertraute sie mir an. Ich schwor ihr, es nie seinem Vater in die Hände zu geben. Eine halbe Stunde später kniete ich neben dem entseelten Körper meiner Schwester. Ich konnte nicht bei der Leiche bleiben, denn ich mußte zurück zu meinem Manne, er hätte sich sonst meinethwegen geängstigt.“

Der Mann, welcher mir die Thür geöffnet und den der Abgesandte meiner Schwester mit „Jakob“ angeredet hatte, brachte mich und das Kind nach der Fähre. Er folgte, wie es mir schien, nur widerwillig der Aufforderung und war auch unterwegs sehr mürrisch, aber ich war viel zu sehr mit dem Kinde und meinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt, als daß ich darauf hätte Acht geben sollen. Nur einmal fragte er unterwegs:

„Wohin wollt Ihr mit dem Kinde?“

(Fortsetzung folgt.)